# Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 38 Marburg i. H., den 19. September 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer



**Inhalt:** Psalm 122 — Lutherworte — Die christliche Ethik und der südafrikanische Krieg. Aus England — Von der Doshisha — Zu dem Artikel „Christus" in Nr. 35 — Noch einmal das Tischgebet Komm, Herr Jesu, sei unser Gast — Verschiedenes: Volksgesundheitspflege; Grundriß der protestantischen Religionslehre (Mehlhorn); Der Unterricht im Neuen Testamente (Kabisch); Kleine Mitteilungen: Die Zeit; Christentum und Politik; Freunde der Christlichen Welt — Anzeigen


## Psalm 122

Ich freute mich, als man zu mir sprach:
wir wollen zu Jahves Hause ziehen!
So standen*) denn unsere Füße
in deinen Thoren, Jerusalem!

Jerusalem, du wiederauferbaute,
als eine Stadt ohne Lücken und Breschen,
wohin die Stämme pilgern,
die Jahvestämme.

Gesetz für Israel ists,
dort**) Jahve zu preisen,
denn dort standen die Throne zu Gericht,
die Throne des Hauses David.

Wünschet Jerusalem Heil,
Frieden seinen Zelten!
Heil sei in deinem Bollwerk,
Frieden in deinen Burgen!

Um der Brüder und Freunde willen
laßt mich dir Heil wünschen!
Um des Hauses Jahves, unseres Gottes, willen
laßt mich beten für dein Glück!

Abschiedsgrüße eines Pilgers für Jerusalem. Wallfahrten gehören zu jeder naiven Religion. Die Voraussetzung dieser Sitte ist, daß die Gottheit nicht an jedem Orte gleich nahe ist, sondern daß sie nur an bestimmten Stellen auf Erden ihre Wohnung aufgeschlagen hat. Dorthin zieht man zur Festzeit, um ihm dort nahe zu sein und ihm dort Opfer und Gebet darzubringen. So war es Sitte des Judentums, nach Jerusalem zu pilgern, und diese Wallfahrten spielten im Leben der Juden der Diaspora eine sehr große Rolle. — Ein Pilger, der in Jerusalem gewesen ist „nach der Sitte des Festes," hat diesen Psalm gedichtet; da, wo der Weg aus Jerusalem sich umwendet, und wo man zum letzten Mal die Zinnen des Tempels im Sonnenschein leuchten sieht, hat er diesen Psalm beim Abschied gesungen.

In kurzen Worten beschreibt die erste Strophe Anfang und Ende der Wallfahrt. Welche Freude ist es ihm gewesen, als er zuerst von diesem Plane gehört; als die Juden des Ortes, da er zu Hause ist, zu ihm sprachen: wir wollen dies Jahr nach Jerusalem hinauf — kommst du mit? Voraussetzung dieser Worte ist, daß solche Wallfahrt nicht ganz regelmäßig ist. Das Gesetz bestimmte zwar, jeder Mann sollte dreimal im Jahre zu den hohen Festen vor Jahve zu Jerusalem erscheinen (5. Mose 16, 16); aber das war den ferne Wohnenden ganz unmöglich. Weiter ist es verständlich, daß der Einzelne die lange und gefahrvolle Reise nicht allein macht, sondern in der Karawane seiner Landsleute; man denke an die Karawane der Pilger von Nazareth Luk. 2, 44. — Und nun schildert der Dichter mit stolzer Freude die schöne Stunde, da er zuerst in Jerusalems Thor trat: auch meine Füße haben da gestanden!

Nun folgt das Lob Jerusalems. Lange Zeit hat die Stadt gelegen in Elend und Schmach, ihre Mauern zerrissen, ihre Häuser zerstört, ihre Thore mit Feuer verbrannt; und wer davon hörte in weiter Ferne, der weinte und klagte, der fastete und betete (Neh. 1, 3 ff.). Aber jetzt ist es anders geworden; jetzt ist sie wieder erbaut, ohne Lücken und Breschen, als eine rechte Stadt. Er hat es mit eigenen Augen gesehen! — Die besondere Ehre aber, die Jerusalem hat vor allen andern Wohnungen Israels, ist, daß dorthin alle Jahvestämme pilgern. Aus der ganzen Welt kommt man hier zusammen. Das ist ja das Gesetz, daß unverbrüchlich auf Israel liegt: hier muß Israel Jahve danken und preisen. Und warum gerade hier? Weil hier einst die Könige gethront haben aus Davids uraltem Hause! An der Stätte, wo Israel das Größte erlebt hat: wo es Könige gesehen hat aus eigenem Stamm, dort ziemt es sich, Jahves Lob zu preisen.

So verbindet sich dem Dichter die religiöse Verehrung der Stadt und die nationalen Erinnerungen an entschwundene große Zeit. Es leuchtet hier noch ein Rest von Empfindung dafür durch, daß Jerusalem zuerst die Residenz des Davidhauses und dann später eben deshalb die heilige Stadt geworden ist; die Späteren begnügen sich gewöhnlich mit der Aussage, Jerusalem sei heilig, weil es „von Jahve erwählt" sei. Wir können aus diesen Worten das Zeitalter des Dichters bestimmen, denn wir wissen, daß in alter Zeit Jerusalem nicht die Opferstätte der „Jahvestämme" überhaupt gewesen ist, vielmehr kannte das alte Israel viele Wallfahrtsstätten; das Gesetz, das Jerusalem zum einzigen Jahveheiligtum stempelt 5 Mos. 12, stammt erst aus der Zeit des Königs Josia (vgl. 2 Könige 22 f.). Nur der Stamm Juda und die, die sich im Laufe der Zeit angeschlossen, sind nach Jerusalem gewallfahrtet. Auch erkennt man die Zeit des Dichters mit aller Deutlichkeit daraus, daß eben jetzt Jerusalem aus seinen Trümmern wieder emporgestiegen ist, und daß er auf die Könige von Davids Stamm zurückblickt. Die Ueberschrift des Psalms, wonach er von David sein soll, ist also gänzlich irrig. Auch sonst ist die Tradition dieser Psalmenüberschriften über die Verfasser fast ohne Ausnahme recht wertlos.

In frommen Wünschen für Jerusalems Heil klingt das Gedicht allmählich aus. „Indem der Dichter dergestalt das Bild Jerusalems sich vor die Seele stellt, das Bild der Herrlichkeit, die sie immer noch besitzt, und der größeren, die

*) Oder vielleicht: „stehen." Dann wäre das Lied in der Stunde gedichtet, da die Karawane Jerusalems Thore betritt.

**) Man lese im Hebräischen shām lejahve.

sie vordem hatte, breitet er aus der Ferne in aufflammender Liebe segnend die Hände darüber und fordert alle Volksgenossen rings umher und allerorten auf: Wünschet Jerusalem Heil!" (nach Delitzsch.) Nur Glück und Frieden weile in seinen Zelten (poetisch für: „Häuser"), im Umkreis seines Bollwerks (eigentlich Graben und Wall vor der Mauer), in seinen Burgen! „Kein Feind, nur friedliche Pilger mögen ihm nahen" (Baethgen). Dort wohnen ja unsere Brüder, dort steht ja unseres Gottes Haus! Der Dichter spielt in diesen Worten mehrmals (im ganzen sechsmal) mit dem geliebten Namen „Jeruschalem": die schönsten Worte „Heil", „Frieden" läßt er an den Namen anklingen; seine Hörer empfanden dies als eine entzückende Feinheit.

Der Psalm zeigt uns, wie sich im Judentum die Liebe zur Heimatstadt und die Religion eigentümlich verbinden. Die Sehnsucht nach Jerusalem ist diesen Menschen zugleich die Sehnsucht nach Gott. — Wir kennen solche Wallfahrten nicht mehr. Aber der Name Jerusalem ist uns heilig geblieben; er war zu sehr den Gemütern der Menschen eingeprägt, als daß er hätte vergessen werden können, er ist uns jetzt der Name der ewigen Heimat, nach der wir uns sehnen. Und so sprechen wir noch immer dem Psalmisten nach:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt Gott, ich wär in dir!

Gunkel

---

## Lutherworte

„Wie lange wollt ihr unrecht richten und der Gottlosen Person fürziehen? Sela." Diese folgenden drei Vers [Ps. 82, 2—4], ja den ganzen Psalm sollt ein jeglicher Fürst in seine Kammer, ans Bette, über Tisch und auch an seine Kleider malen lassen. Denn hierin finden sie, wie hohe, fürstliche, adelige Tugend ihr Stand üben kann . . . .

Die erst ist, daß sie können Recht schaffen den Gottfürchtigen und steuern den Gottlosen . . . .

Die ander Tugend, daß sie den elenden Waisen und Witwen zum Recht helfen . . . Diese Tugend begreift alle Werke der Gerechtigkeit, als, daß ein Fürst, Herr, Stadt gute Rechte und Sitten habe und Alles fein ordentlich gefasset sei und auch drüber gehalten werde in allen Ständen, Händeln, Handwerken, Geschäften, Diensten, Werken, auf daß es nicht heiße populus sine lege, ein Volk ohne Rechte. Denn wo keine Rechte sind, da gehts über arme Leute, Witwen, Waisen . . . . Wer kann nu hier rechnen, was das für Almosen sind, die ein solcher Herr ohn Unterlaß thut? Denn hiemit nähret er, so viel Unterthanen er hat, und mag wohl ihr aller Vater heißen; wie denn vor Zeiten auch die Heiden solche frommen Fürsten Landväter und Heilande geheißen haben.

Da siehe nun, welch ein Spital solcher Fürst bauen kann, und bedarf weder Stein noch Holz, weder Bauleute noch Stift oder Rente dazu . . . [Aber] es scheinet und gleißt nicht, darum gilts auch nicht. Aber wenn ein Fürst oder Fürstin einmal in ein Spital ginge und dienete da den Armen und wüsche ihnen die Füße u. s. w., wie man von St. Elisabeth lieset, das wäre ein trefflich Ding, das gleißet und kann Augen aufsperren und sich rühmen lassen über alle Tugend. Und ist wahr, man muß und solls loben als eine große, schöne, doch aber als eine menschliche Tugend. Was ists aber gegen diese göttliche Tugend, da ein Fürst ohn Unterlaß wohl größer und mehr Dienst thut Allen, die arm sind oder sonst arm werden müßten?

Darum sagen auch die Heiden, daß Gerechtigkeit sei eine solche schöne Tugend, daß weder Sonne noch Mond noch Morgenstern so schön sein mögen. Und Summa, nach dem Evangelio oder geistlichem Amt ist auf Erden kein besser Kleinod, kein größerer Schatz, kein reicher Almosen, kein schöner Stift, kein feiner Gut — denn Obrigkeit, die das Recht schaffet und hält. Dieselbigen heißen billig [Ps. 82, 1] Götter.

Der 82. Psalm ausgelegt. 1530

---



# Die christliche Ethik und der südafrikanische Krieg

Aus England

1

Der südafrikanische Krieg hat uns von neuem bewiesen, daß das Leben unserer sogenannten christlichen Völker in Bahnen verläuft und nach Prinzipien geleitet wird, die nichts weniger sind als die Bahnen christlicher Sittlichkeit und die Grundsätze der Frömmigkeit Jesu Christi. Diese Thatsache ist Keinem von uns neu. Vorkommnisse wie dieser Krieg führen uns nur immer wieder von neuem vor Augen, welche Heuchelei in der Rede von den christlichen Völkern, von der christlichen Kultur u. s. w. drinnen steckt.

Darin liegt aber nicht die betrübendste Erfahrung dieses Krieges. Wir waren darauf gefaßt, daß die politischen Leiter Englands nicht das Evangelium Jesu, sondern das Evangelium des Imperialismus zur Norm ihres Handelns machen würden. Worauf wir aber nicht gefaßt waren, ist dies, daß die englische Frömmigkeit zu diesem neuen Evangelium Ja und Amen sagen und schützend die Hände über es ausbreiten würde. Wir hatten gehofft, daß die christliche Frömmigkeit in dem Lande, in dem sie nach außen hin noch am meisten sich als Macht im Volksleben kundgiebt, Einsicht hätte in die Prinzipien des politischen Lebens und Mut hätte zu einem offenen Bekenntnis. Diese Hoffnungen haben uns fast vollständig getrogen. Selbst die nonconformistischen Kreise, von denen man vor allem ein offenes Wort erwartet hätte, haben sich nicht zu einer gemeinsamen imponierenden Kundgebung zu erheben vermocht. Klar und deutlich war nur die Stellung der Quäker, die das Prinzip der Verwerfung jeden Kriegs auch auf diese letzten Ereignisse anwandten. Aus den übrigen nonconformistischen Kreisen hat es an einzelnen mannhaften Aeußerungen nicht gefehlt, aber man hat im allgemeinen eine weise Umgehung und Zurückschiebung der an den Krieg sich anschließenden ethischen Fragen einer klaren und unzweideutigen Beurteilung vorgezogen. Viele scheinen nicht gefühlt zu haben, daß dieser Krieg ihnen eine Kluft aufthat zwischen nationalem Interesse und christlichem Handeln, und bei Andern scheint die Stimme des vermeintlichen Patriotismus die Stimme des christlichen Gewissens zum Schweigen gebracht zu haben. Wenn das in den Kreisen derer geschah, die mit der Politik der Regierung kaum oder gar nicht liiert sind, was mußte dann das Resultat sein in den Kreisen der Staatskirche, die ihrer ganzen Art und Geschichte nach in engen Beziehungen steht zur konservativen Partei. In der That ist hier das Ergebnis noch trüber. Ganz, ganz vereinzelt haben wir von der Seite Worte gehört, denen man es anmerkte, daß der, der sie sprach, die volle innere Schwere der Lage fühlte.*) Im übrigen herrschte allgemeines Schweigen. Was dies Schweigen bedeutete, konnte dem Kundigen nicht zweifelhaft sein. Nun aber ist es klar und deutlich ausgesprochen, sowohl in der Antwort des Bischofs von Rochester an den Herausgeber der Christlichen Welt (siehe Nr. 35) wie in der des Bischofs von Liverpool auf den offenen Brief der Evangelischen Allianz der Schweiz an die Brüder in England. Der Grundgedanke dieser Antwortschreiben ist, daß diejenigen, die vor allem die Aufgabe haben, das Volksgewissen in England scharf und eng zu machen, weder in der Art, wie der Krieg herbeigeführt, noch in der, wie er geführt wurde, irgend Etwas finden können, wodurch die christliche Frömmigkeit sich verletzt fühlen müßte. Nach dem Urteil zweier Autoritäten der **Church of England** ist dieser Krieg der gerechtesten und menschlichsten einer. Daß dies das Urteil ist, das die christliche Frömmigkeit Englands ausspricht, das macht dies Urteil so betrübend und das hinterläßt uns so schwere Gedanken. Was gesagt worden ist, würde uns nicht anfechten, käme es aus der englischen Presse, aus der Stimmung der kriegsbegeisterten Massen oder aus der Berechnung der leitenden Kreise. Aber daß die christliche Frömmig-

*) Ich denke besonders dabei an Canon Hicks von Manchester und an das, was er in der dortigen Kathedrale gesagt hat.

keit in diesen Tagen angesichts dessen, was geschehen ist, uns nichts Anderes zu sagen weiß und nichts Anderes empfindet, das ist uns so arg. Wir als Christen können heute nicht ändern, daß die Politik Wege geht und Prinzipien folgt, die wir verurteilen müssen; wir können heute auch Nichts daran ändern, wenn man über unsern Protest zur Tagesordnung übergeht. Aber schlimm steht es um die Frömmigkeit, wenn sie das Gefühl dafür verloren hat, was recht und unrecht ist. Und das ist der Thatbestand: die englische Frömmigkeit, vor allem die Frömmigkeit der englischen Staatskirche, hat in den Fragen der Politik, bei denen es sich um Englands Sache handelt, das Unterscheidungsvermögen von Recht und Unrecht verloren, sie steht, sich selbst unbewußt, einzig auf dem Standpunkt: Right or wrong, my country.

2

Indem wir diese Thatsache scharf und rücksichtslos aussprechen, möchten wir aber ebenso scharf und eindringlich davor warnen, unberechtigte Konsequenzen daraus zu ziehen. Das Verhalten des englischen Volks und der englischen Frömmigkeit im Burenkrieg hat bei uns in Deutschland in manchen Kreisen zu einer Selbstüberhebung geführt, die Nichts durchblicken läßt von dem Gefühl des Apostels: So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, sondern mehr von dem des Pharisäers: Lieber Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie andere Leute — — oder auch wie diese Engländer. Man vergißt dies Eine, daß unsere Politik bis jetzt noch nicht in einen solchen Fall hineingezogen worden ist und daß darum auch unsere Frömmigkeit noch nicht vor dieselbe sittliche Aufgabe gestellt worden ist, wie die englische. Ist es so unwahrscheinlich, daß unsere deutsche Politik in ähnlichen Verwickelungen nicht einfach nach englischen Grundsätzen handelte? und sind wir dessen sicher, daß dann in einem solchen Fall die evangelische Frömmigkeit in Deutschland sich ernstlich und wirksam erhöbe, um Protest dagegen einzulegen? Wer Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, dem konnte es im August vorigen Jahres, als der Chinapatriotismus bei uns hohe Wellen schlug, doch ein wenig schwer auf die Seele fallen, ob wir uns im Prinzip nicht völlig mit den Vettern jenseits des Kanals deckten. Damals haben nur ganz vereinzelte Stimmen aus der deutschen Kirche ein rechtes Wort gefunden, während ein großer Teil der kirchlichen Kreise es für selbstverständlich ansah, daß die christliche Ethik zu schweigen habe, wenn das Nationalgefühl seine Stimme erhebe. Wäre die Probe noch stärker gewesen, wir sind nicht sicher, ob dann nicht auch weite Kreise deutscher Frömmigkeit das Gefühl für Recht und Unrecht hätten vermissen lassen, weil sie den Grundfehler mitmachen würden, aus dem alles Andere folgt, nämlich bewußt oder unbewußt einzustimmen in das Evangelium des Imperialismus, daß in praktischen Fragen man ein Volk mit der christlichen Ethik verschonen möge. Ich fürchte, daß sich viele Kreise christlicher Frömmigkeit in Deutschland die Frage noch kaum offen gestellt haben, ob nicht die deutsche Politik in ähnlicher Lage ähnlich handeln und ob nicht die deutsche Frömmigkeit die Bahnen der englischen wandeln würde. Wer in dem geistigen Leben von zwei Völkern drinnen steht, an wessen Ohr die Stimmen und Urteile von hüben und drüben schlagen, der erkennt nur zu schnell, daß das Wort Recht hat: Peccatur extra muros et intra, und daß es heute noch dem Menschen näher liegt, den Splitter im Auge des Nächsten zu sehen und den Balken im eignen Auge zu vergessen. Denn — und das ist das Ausschlaggebende in der ganzen Frage — was bei dem Zustandekommen und bei der Führung des südafrikanischen Krieges unser sittliches Gefühl so sehr verletzt hat, ist nicht herbeigeführt worden durch einen Nationalfehler des englischen Volkes, ist auch nicht in erster Linie die Veranlassung von gewissenlosen Politikern, sondern all das Furchtbare rührt her von dem Prinzip, das heute unsere ganze Politik beherrscht — wohlgemerkt nicht nur die englische, sondern auch die deutsche. Denn Politik ist heute international. Unter den heute herrschenden politischen Prinzipien mußte England so handeln, wie es handelte. In diesem „mußte“ liegt die Tragik und liegt der Ernst. In einem Bild von erschreckender Anschaulichkeit ists uns durch den südafrikanischen Krieg vor Augen gemalt worden, wohin wir bei den heute herrschenden Grundsätzen des politischen Lebens mit logischer Konsequenz — man möchte sagen mit der Sicherheit eines Naturgesetzes — getrieben werden. Wer dies Prinzip sich klar gemacht hat, wer erkannt hat, welche immanente Kraft es hat, dem erscheinen auch die Greuel dieses Krieges nicht als etwas völlig Unerwartetes; sondern mit der zwingenden Notwendigkeit einer antiken Tragödie empfindet er: es mußte ja so kommen.

3

Die Misere, unter der wir leiden, lautet auf einen kurzen Ausdruck gebracht: wir leben unter einer doppelten Ethik. Unser Privatleben wird von andern Grundsätzen beherrscht, wie unser Geschäftsleben und unsere Politik. Das Lebensideal eines Privatmanns ist ein anderes wie das des Geschäftsmannes und des Politikers. Das Lebensideal jeder Zeit ist beeinflußt von den Zeitumständen. So steht auch unser heutiges Lebensideal, sowohl das für das Privatleben, wie das für den geschäftlichen Verkehr, unter dem Einfluß der uns umgebenden Zustände, besonders unter dem Einfluß des aufblühenden Industrialismus. Aber während für das Lebensideal des modernen im heutigen Erwerbsleben stehenden Mannes eine im ganzen glückliche Durchdringung dieses modernen Stoffes mit den Grundgedanken christlicher Sittlichkeit stattgefunden hat, haben wir das heutige Geschäftsleben und die von ihm abhängige Politik ruhig unter der Wirksamkeit unchristlicher Prinzipien gelassen. Mit dem Lebensideal, wie es sich in unseren Industrie- und Handelsvölkern im Lauf der letzten fünfzig Jahre für das Privatleben herausgebildet hat, kann sich darum die christliche Ethik im ganzen zufrieden geben. Zum mindesten wird sie zugeben müssen, daß dieses neue Lebensideal, das in England vermöge seiner Führerstellung in der modernen Entwicklung zuerst aufgetaucht ist, einen Fortschritt bedeutet gegenüber den Typen, die uns in früheren Jahrzehnten als Vorbilder für feine Lebensart und Lebensanschauung Frankreich geliefert hat. Was dieses Lebensideal von seinen französischen Vorgängern unterscheidet, ist vor allem dies, daß man von dem Träger nicht nur eine glatt polierte Oberfläche und einen dünnen Firnis ästhetischer Bildung verlangt, sondern einen wirklichen inneren Fonds. Die Vorbilder für die Lebensauffassung im Zeitalter des Industrialismus werden im praktischen Leben geschaffen und sind deshalb nicht wie die französischen Stutzer des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts umflossen von dem süßlichen Duft des Nichtsthuns und der Plauderei, sondern wurzeln in einem ernsten Leben der Pflicht und der Arbeit. Ethik und Aesthetik sind in einer glücklichen Mischung verbunden. Die Weltgewandtheit beruht auf einem weiten Blick und einer ausgedehnten Kenntnis der Welt; der Takt ist keine äußerlich angelernte Phrase, sondern wächst harmonisch aus dem Wesen heraus; das Selbstbewußtsein und die Thatkraft sind erworben in ernster Arbeit. Dieser natürliche Adel ist sich des alten Satzes bewußt: Noblesse oblige, und dies Bewußtsein lebt sich aus in dem Versuch, auch Andere zu verstehen, in einem aufgeschlossenen Sinn und in einer uneigennützigen Handlungsweise. Gewiß bleiben die Gestalten des Lebens oft hinter diesem Idealbild zurück; aber das darf uns natürlich nicht hindern diesem Bilde selbst, auch vom Standpunkt der christlichen Ethik aus, unsere Anerkennung zu zollen.

Diese Anerkennung müssen wir aber durchaus den Prinzipien verweigern, die dem Geschäftsleben und der Politik unserer Völker zu Grunde liegen. Denn die Handlungsweise desselben Mannes klafft im Privatverkehr und im Geschäftsverkehr gähnend auseinander. Wenn wir den Gentleman des Kaufmansstandes, der uns im Kreise seiner Familie, seiner Freunde und im Zwiegespräch so prächtig vorkam und uns unsre Bewunderung abzwang, am Tage drauf in seiner Office beobachten, nach welchen Grundsätzen er dort handelt, oder vielmehr unter der Macht der Verhält-

nisse handeln muß, finden wir ihn in einer merkwürdigen Verwandlung. Der weite Blick und die weltmännische Erfahrung erscheinen im Geschäftsleben als kluge Berechnung des eignen Vorteils; das Verständnis für Andere und die Kenntnis der Welt sind ihm Mittel, durch die er aus den Andern und der ganzen Welt den persönlichen Nutzen zieht; seine Energie und Entschlossenheit verwandeln sich in die rücksichtslose Verwendung aller zur Verfügung stehenden Mittel zur Erreichung des Ziels des kaufmännischen Berufslebens. Die uneigennützige Handlungsweise des Privatmanns muß untergehen, weil der Geschäftsmann sich nur darf leiten lassen von dem einzigen Bestreben: Geld zu verdienen. Der moderne Kaufmann läßt uns keinen Augenblick im Ungewissen, daß dies thatsächlich das Ziel seiner Berufsarbeit ist und sein muß. Dient er mit seiner Arbeit nebenbei noch idealen Zielen, fördert er durch seinen Export und seine Verarbeitung fremdländischer Erzeugnisse die Kultur eines Landes, knüpft an sein Schiff das Gute sich an, so ist dies ein Nebenprodukt seiner Thätigkeit, das er sich gern gefallen läßt, das ihn aber nie wird vergessen lassen, daß seine eigentliche Aufgabe ist, Güter zu suchen, d. h. in die Sprache unserer Zeit übersetzt to make money, Geld zu verdienen. Der Versuch, den der Einzelne machen wollte, sich von diesen Grundsätzen fern zu halten, schließt unausbleiblich mit dem wirtschaftlichen Bankerott und ist schon an sich undurchführbar. Bei der heutigen Struktur unseres Wirtschaftslebens lastet auf allen Einzelnen ein ehernes Gesetz, und dieses dem Erwerbsleben immanente Gesetz schafft notgedrungen eine Ethik, deren Prinzip es ist, den Selbsterhaltungs- und Herrschaftstrieb in solchem Umfang zu sanktionieren, daß es als erlaubt erscheint, skrupellos alle Mittel zu benutzen, die nicht gesetzlich verboten sind, und skrupellos zu handeln ohne Rücksicht auf die Schädigung, die Andere durch diese Handlungsweise erleiden. *Wo aber in einem Lebensgebiet der materielle Vorteil das letzte Prinzip des Handelns wird, muß notwendig eine Handlungsweise erscheinen, die diametral den Grundsätzen der christlichen Ethik zuwiderläuft.* Darum sind die Grundsätze, nach denen heute unser Geschäftsleben, sei es in England oder in Deutschland, geleitet wird, schlechthin unchristlich.

Dieselben moralischen Grundsätze, die das Wirtschaftsleben beherrschen, beherrschen auch unsere Politik, die englische wie die deutsche oder die eines anderen Staates. England ist auch hier das weitest vorgeschrittene Land, und darum ist vielleicht in seiner Politik die Spannung mit dem Christentum am deutlichsten. Die englischen Staatsmänner gehen zum guten Teil aus dem Großkaufmannsstande hervor; Englands Politik ist von jeher Wirtschaftspolitik gewesen; selbstverständlich überträgt der Politiker die Grundsätze des Geschäftslebens aufs politische Leben. Pflegten auch unsere Staatsmänner bisher die Beamtenlaufbahn durchzumachen, so haben sie doch alle gelernt, daß ein Staat nach keiner anderen Weisheit regiert wird als nach den Grundsätzen des äußeren Vorteils. Wo aber der äußere Vorteil der Zweck des Handelns ist, wird man skrupellos in der Wahl der Mittel. Diese Skrupellosigkeit ist auf politischem Gebiete deshalb noch größer als auf geschäftlichem, weil hier das Ventil des Gesetzes fehlt, das im Geschäftsverkehr wenigstens die allergröbsten Vergehungen erschwert. Wenn — wie wir es jetzt im südafrikanischen Krieg gesehen haben — es einem Volk gelingt, durch die Künste der Diplomatie und geschickte Benutzung der Umstände seine Freundschaft den anderen Völkern um äußerer Vorteile willen erwünscht zu machen, so nützt das moralische Empfinden von ganz Europa auch nicht einen Deut, um es in der Wahl der Mittel zu beeinflussen, die es in Politik und Krieg zur Anwendung bringen will.

Das ist diese den Thatsachen selbst innewohnende Logik, von der wir vorhin sprachen. Der Schluß ist von einer Stringenz, wie sie schärfer nicht verlangt werden kann. Man erwarte nicht, daß ein den ethischen Grundsätzen des Christentums entzogenes Gebiet Früchte zeitigt, die den Früchten christlicher Sittlichkeit homogen sind. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Aber wenn wirklich in den Prinzipien der heutigen Politik der Krebsschaden liegt, dann möge das deutsche Volk und möge die deutsche Frömmigkeit stets sich bewußt bleiben, daß in Berlin die Politik nach keinen anderen Prinzipien gemacht wird als wie in London.

4

Was kann die christliche Frömmigkeit angesichts dieser Thatsachen thun? Nach außen thun können wir gar Nichts. Ich halte diese Erkenntnis von unserer gegenwärtigen Ohnmacht für die Basis alles Weiteren. Was wir thun können ist, daß wir die Empfindung des Unerträglichen durch kein Mittel uns abstumpfen lassen. Ich stimme darum der Warnung von Bonus zu, daß wir nicht die ungeheure innere Schwierigkeit, in die uns der südafrikanische Krieg versetzt hat, durch voreilige Theodiceegedanken uns erträglich machen.*) Aber warnen möchte ich noch vor etwas Anderm. Wir wollen es nur ganz klar sagen, daß wir ohne die geringste Fähigkeit sind, dem Burenvolk zu helfen. Ich halte darum die Burenligen für eine Gefahr. Denn ich fürchte, daß der Eintritt in die Burenliga für Viele auch eine Selbstsalvierung ist, ein narkotisches Mittel, um den großen inneren Schmerz zu betäuben. Und diese Betäubung wäre das Schlimmste, was geschehen könnte. Denn sie verdunkelte uns wieder das grelle Licht, das durch diesen Krieg auf die Grundlagen unsers wirtschaftlichen und politischen Lebens geworfen worden ist. Laßt uns gegenseitig das Gefühl des Unerträglichen nähren, aber laßt uns dies Unerträgliche nicht hineinlegen in die Schlechtigkeit eines Volkes oder einzelner Menschen, sondern laßt uns durchdringen bis an die Wurzeln. Laßt uns die Erkenntnis verbreiten, daß der Schaden sitzt in den heute geltenden Prinzipien des politischen Lebens. Das Gefühl der Schuld, das wir dann fühlen, ist *keine* Heuchelei. Denn wir fühlen uns in Wahrheit mit verantwortlich für die heute herrschenden Zustände und die heute waltenden Kräfte.

Wir denken vor allem an die christliche Frömmigkeit und an ihre Aufgabe. Die christliche Frömmigkeit sitzt heute noch nicht am Tisch der Diplomaten und im Kriegsrat der Feldherrn. Sie besitzt auch noch garnicht die innere Fähigkeit, die Welt zu regieren. Aber sie darf sich nicht identifizieren lassen mit ihren Feinden. Englands Frömmigkeit ist uns eine Warnung. Wie leicht hat sie sich einlullen lassen vom Nationalitätsgedanken. Wer ehrlich ist, fühlt für seine Frömmigkeit dieselbe Gefahr. Wir müssen unsere Frömmigkeit scharf trennen von der herrschenden Politik unserer Völker. Das scheint wenig und ist doch unendlich viel und ist schwer. Das war das Eine, was von der Frömmigkeit Englands in diesen Tagen verlangt wurde. Dies Eine hat ihr das Urteil gesprochen. Wer sich im Prinzip zu dem neuen Evangelium bekennt, daß Politik und Frömmigkeit nicht auf einander bezogen werden dürfen, der soll dann, wenn die Früchte dieser Anschauung reifen, nicht jammernd die Hände vors Gesicht halten und rufen: mein Gott, wie unchristlich! Wen aber wirklich die Folgen innerlich erschrecken, der soll den Mut haben, die Ursachen dieser Folgen zu bekämpfen. Wer will, daß die Aeußerungen des politischen Lebens dem Christentum nicht Hohn sprechen, muß den Mut haben, für sich als *politisches Bekenntnis und politisches Prinzip* den Satz aufzustellen: Was hülfe es einem Volke, wenn es die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Landgraf werde hart!
Christliche Frömmigkeit werde fest gegen Nationalismus und Imperialismus!

*Willy Veit*

---

## Von der Doshisha

Es werden nicht allzu viele unter unsern Lesern sein, die wissen was die Doshisha ist, und warum die Christliche Welt wohl einen Aufsatz über sie bringt. Doshisha heißt wörtlich „Gleiches-Ziel-Gesellschaft“ und ist der Name der größten

*) Vgl. Bonus, Lehren des Burenkrieges, in voriger Nummer. D H

Missionsschule in Japan, eingerichtet von den amerikanischen Kongregationalisten im Jahre 1875. Sie wurde im Februar 1898 von den christlichen Japanern, die mit ihrer Verwaltung betraut waren, der Mission weggenommen und ihr christlicher Chrarakter aufgehoben unter Umständen, die einem frivolen Rechtsbruch so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern, und nach hartem Kampfe gerade ein Jahr später für die Mission und ihren ursprünglichen Zweck wiedergewonnen. Das ist die Geschichte der Doshisha; der Grund, warum diese in der Christlichen Welt erzählt werden soll, ist der, daß an diesem Beispiel fast alle die Schwierigkeiten mit geradezu handgreiflicher Deutlichkeit hervortreten, unter denen nicht bloß die Arbeit der Missionen draußen, sondern noch viel mehr das Urteil der Missionsfreunde und der Missionsgegner in der Heimat mit Notwendigkeit leiden muß. Ich werde versuchen, die Hauptsachen so darzustellen, daß auch die Leser, die mit den japanischen Verhältnissen ganz unbekannt sind, sich ein Bild machen und ein Urteil bilden können.

### 1. Nishima und die Mission der Kongregationalisten

Am 18. Juli 1864 floh ein junger Japaner von einundzwanzig Jahren heimlich aus seinem Vaterland und gelangte unter großen Schwierigkeiten nach Boston. Er hatte damit ein Verbrechen begangen, auf dem damals die Todesstrafe stand; aber sein Verlangen, die Zivilisation und die Rekigion des Westens kennen zu lernen, war stärker als die Furcht vor dem Tode und als die Liebe zu Vaterland und Eltern. Der Japaner hieß Nishima, seinen Namen kennt heute jeder Christ in Japan. Den ersten Anstoß zum Nachdenken über diese Fragen hatte ihm ein Leitfaden der Geographie gegeben, der mit den Worten begann: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“; und in dem Hause des Kaufmanns Hardy in Boston, in dem er wie ein Sohn aufgenommen wurde, belauschte man ihn gleich zu Anfang wie er betete: „O Gott, wenn du Augen hast, bitte blick auf mich, wenn du Ohren hast, bitte hör auf mich. Ich wünsche von Herzen die Bibel zu lesen und ich wünsche zivilisiert zu werden durch die Bibel.“ Die beiden Triebfedern seines ganzen Lebens und Strebens sind in diesem Gebet ausgesprochen: die Zivilisation des Westens, und als ihre Grundlage die Religion des Westens, das Christentum, seinem Volke und Lande zu bringen, das war seine Lebensarbeit bis zu seinem viel zu frühen Tode am 23. Januar 1890. Neun Jahre lag er auf den Schulen und Universitäten dem Studium ob, auf die sein väterlicher Gönner Hardy ihn sandte: es waren die der Kongregationalisten. Diese Kirchengemeinschaft, die sich aus den englischen Puritanern oder Independenten entwickelte, hat die im Protestantismus liegende demokratische Tendenz am stärksten durchgeführt: jede Gemeinde (englisch congregation, daher der Name) ist völlig selbstständig in Verfassung, Kultus und Lehre, eine zusammenfassende „Kirche“ oder gar ein autoritatives Kirchenregiment fehlt gänzlich, ebenso ein formuliertes Glaubensbekenntnis; doch wird wohl keine einzige Gemeinde sich allzuweit von dem Bekenntnis der Evangelischen Allianz (von 1846) entfernen, das unter anderem die göttliche Inspiration der Bibel, die drei Personen in der Trinität, die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Ewigkeit der Höllenstrafen enthält. Bei jeder tiefergreifenden Abweichung würde eine Gemeinde sicher von selbst aus dem losen kongregationalistischen Verband austreten. Dieser Verband selbst steht unter den amerikanischen Religionsgemeinschaften*) an fünfter Stelle und zählte im Jahre 1880: 382 920 Kommunikanten, was etwa einer Seelenzahl von 1 000 000 entspricht, 3670 Gemeinden und 3585 Prediger. — In Japan haben die Kongregationalisten neben den Presbyterianern bis jetzt die größten Zahlen aufzuweisen: 10 214 Christen (die Presbyterianer 10 847). 43 Missionare und Missionarinnen arbeiten mit 38 ordinierten japanischen Predigern und 67 sonstigen Helfern auf 182 Stationen; in 7 Schulen werden 630 Schüler und Schülerinnen, in 119 Sonntagsschulen 4372 Kinder unterrichtet, 1 theologische Schule bildet 15 Studenten heran. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Getauften 519 Erwachsene und 51 Kinder, die der Ausgetretenen und Ausgestoßenen 0, der Verstorbenen 0; die japanischen Christen brachten fast 63 500 Mk. an Beiträgen auf.

Dieser Kirchengemeinschaft also schloß sich Nishima an. Er besuchte nach seiner Begnadigung als Dolmetscher einer japanischen Gesandtschaft 1872 die meisten Hauptstädte Europas, kehrte aber dann wieder nach Amerika zurück, um seine theologische Ausbildung zu vollenden, und sollte nun als Missionar im Dienste der Kongregationalistischen Mission nach Japan gehen.

### 2. Die Gründung der Doshisha

Aber schon hatte er den Plan gefaßt, der den wichtigsten Teil seines Lebenswerkes bildete, den einer großen christlichen Schule für Japan, die (nach unserem deutschen Sprachgebrauch) Gymnasium und Universität zugleich umfassen sollte. Kurz vor seiner Abreise, am 9. Oktober 1874, richtete er „wie durch Eingebung entflammt“**), eine herzbewegende Aufforderung an die Jahresversammlung der kongregationalistischen Mission in Rutland, ihm die Mittel hierzu zu geben, und erhielt sofort 20 000 Mark. — Im November 1875 wurde die Schule mit 2 Lehrern und 8 Schülern in gemieteten Räumen in Kyoto, der alten Kaiserstadt, eröffnet. Sechs Jahre dauerten die Kämpfe mit der Stadtverwaltung und den buddhistischen Priestern, bis die „Gesellschaft mit dem gleichen Ziel“, die Doshisha, ihre Existenz recht gesichert hatte. Aber schon 1879 konnte sie 15 Theologen zum geistlichen Amt entlassen: diese waren durch einen Kapitän Janes in Kumamoto zum Christentum gebracht worden und unter ernstlichen Verfolgungen treu geblieben. — Unbezahlbar waren die Dienste, die Nishima in den langwierigen Verhandlungen mit der Regierung den Missionaren leistete, denen erst spät die Niederlassung in Kyoto erlaubt wurde. Er war es auch, der 1884 und 1888 feurige Aufrufe an seine Landsleute erließ, durch Beiträge den Ausbau der Schule zu einer Universität zu ermöglichen. Etwa 30 000 Yen — nach damaligem Kurs 120 000 Mark — wurden in dieser Zeit, da die Vorliebe der Japaner für alles Fremde ihren Höhepunkt erreicht hatte, von japanischer Seite auch wirklich gegeben und zur Errichtung einer Abteilung für Jurisprudenz und Politik verwendet. In diesen Aufrufen sprach Nishima den doppelten Zweck, dem die Schule dienen sollte, unumwunden aus: „nicht bloß Englisch, nicht bloß Wissenschaft soll sie lehren, sondern höhere sittliche und geistige Prinzipien als die bisher in Japan vertretenen verkünden, ein Ziel, das nicht erreicht werden kann durch bloße intellektuelle Ausbildung, oder durch den Konfuzianismus, sondern nur durch eine auf dem Christentum, d. h. dem Glauben an Gott, der Wahrheitsliebe und der Hilfsbereitschaft gegen den Nächsten beruhende Erziehung.“

Im Jahre 1888 wurde ein neues Statut gemacht, dessen wichtigste Paragraphen, um die sich später der ganze Streit drehte, so lauteten:

§ 2. Alle Schulen der Gesellschaft müssen das Wort Doshisha als einen Teil ihres Namens führen, und dieses Statut bezieht sich auf alle.

§ 3. Das Christentum ist die Grundlage der sittlichen Erziehung in den Schulen der Gesellschaft.

§ 6. Die vorstehenden fünf Paragraphen dürfen nicht geändert werden.

Ein Komitee wurde gebildet, dessen Mitglieder beim Eintritt das Versprechen abzulegen hatten: „Ich gelobe für das

*) Die wichtigsten sind: die Methodisten mit 14 Millionen Seelen, 3,28 Mill. Kommunikanten und 239 000 Predigern, die Baptisten (2,68 Mill. und 20 700), die Lutheraner (944 000 und 3100) und die Presbyterianer (693 000 und 6100); dann kommen die Kongregationalisten, und dann die Episkopalisten (345 000 und 2300). Das sind, wie Nuelsen in Nr. 4 der Christ. Welt v. J. schrieb, doch wohl eher „Kirchen“ als „Sekten“. Zum Vergleich diene, daß die Badische Landeskirche etwa 650 000 Seelen und 380 Pfarrstellen hat.

**) Ritter, Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan Berlin, Haack, 1890, S. 32. Das Buch kann Jedem, der sich für Japan interessiert, bestens empfohlen werden. Eine auf die doppelte Seitenzahl vermehrte englische Ausgabe habe ich 1898 herausgegeben.

Interesse der Gesellschaft zu wirken in Uebereinstimmung mit ihren grundsätzlichen Bestimmungen."

Auf dieser Basis glaubten die Amerikaner sicher zu sein. Reiche Gaben flossen der Schule aus Amerika zu, neun Wohnhäuser wurden für die Missionare, die als Lehrer an der Schule wirkten, gebaut, ebenso schöne und solide Schulgebäude. Im Jahre 1889 schenkte ein Herr Harris aus New London, Connecticut, 400 000 Mark, um eine naturwissenschaftliche Fakultät ebenfalls auf der durch das Statut verbürgten christlichen Grundlage, einzurichten, und im folgenden Jahre eine Frau Clarke 46 000 Mark für die Theologische Fakultät.

Die Schule erlebte ihre Blütezeit in den Jahren 1889 und 1890. Was sie für die Ausbreitung des Christentums geleistet hat, läßt sich hier natürlich nicht beschreiben. Nur einige Zahlen seien angeführt. Aus dem theologischen Kurs in englischer Sprache waren 45 Schüler hervorgangen, aus dem in japanischer Sprache 65, aus einem Evangelistenkurs gegen 20, zusammen 130 Verkündiger des Evangeliums. Das Gymnasium hatte 216 Schüler mit dem Abgangsexamen entlassen, von denen 200 getauft waren; vor dem Schlußexamen waren etwa 2000 Schüler abgegangen, die kürzer oder länger unter direktem christlichen Einfluß gestanden hatten — auch dies ganz den Absichten Nishimas entsprechend.

Das ganze Geld samt Grundstücken und Gebäuden wurde dem rein japanischen Komitee überantwortet, schon weil die Fremden bis zum 19. Juli 1899 keinen Grundbesitz haben durften, und ebenso aus dem besonders den Kongregationalisten eigenen hochherzigen Idealismus, der sie treibt ihr eigenes Prinzip demokratischer Selbständigkeit auch auf ihre noch jungen Missionsgemeinden zu übertragen. — Aber dieses Vertrauen in die Zuverlässigkeit der japanischen Christen sollte bitter getäuscht werden.

### 3. Die Wegnahme

Am 23. Januar 1890 starb Nishima und mit ihm schwand die eigentliche Seele des Werkes dahin. Allmälich hörte man, daß die japanischen theologischen Lehrer eine Theologie eigenen Fabrikates vortrugen, die von jenen Grundsätzen der Evangelischen Allianz aufs stärkste abwich. Nicht bloß die Kritik der Bibel und des Dogmas, wegen deren Dalton den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein so bitter angegriffen hat — als ob ein theologischer Unterricht, der seinen Namen verdient, ohne Behandlung kritischer Fragen in Japan noch möglich wäre — sondern Leugnung der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit, das waren die Lehren dieser „Liberalen". In Amerika entstand darüber eine berechtigte Aufregung und im Jahre 1895 wurde eine Deputation nach Japan geschickt. Aber nicht bloß, daß es nicht gelang, die Entlassung dieser Lehrer durchzusetzen, das japanische Komitee verweigerte sogar jede Definition des Ausdrucks „Christentum" in den Statuten als „sektiererisch", als ob eine „Sekte" wie die Kongregationalisten nicht das Recht hätte, Bedingungen über die Verwendung von mehr als einer Million Mark festzusetzen, und verlangten, man solle einfach ihrem Wort vertrauen, daß „das Christentum" den Statuten gemäß die Basis des Unterrichts bleibe.

Daraufhin blieb den Kongregationalisten nichts anderes übrig, als die bis jetzt jedes Jahr bezahlten sehr hohen Beiträge zurückzuziehen; das Komitee teilte ihnen seinerseits im April 1896 mit, daß vom folgenden Jahr ab die Missionare, die bisher Lehrer an der Schule waren, entlassen seien. Die für diese gebauten neun Wohnhäuser aber nahm das Komitee einfach für die Schule, und da sie schon ohnehin die gesetzlichen Besitzer der Häuser waren, so ließ sich auch dagegen nichts thun. Zugleich aber beschloß das Komitee, Bibel und christlichen Religionsunterricht von dem Schulplan des Gymnasiums zu streichen, und als die Proteste der neun Missionare nichts halfen, verließen diese die Schule schon im Juli. Im Februar 1898 strich das Komitee den § 6 des Statuts, nach welchem die vorhergehenden Paragraphen nicht geändert werden durften, und veränderte die übrigen in ihr Gegenteil, d. h. man bestimmte, daß das Christentum nicht mehr die Grundlage der sittlichen Erziehung in allen Abteilungen der Schule zu sein brauche, und gab faktisch und offiziell allen christlichen-Religionsunterricht und den ganzen christlichen Charakter der Schule auf. Der hierfür angegebene Grund war der, daß auf diese Weise die Schule das Recht gewinne, das ihr seither versagt gewesen war, daß ihre Schüler sich bis zum Schlußexamen vom Militärdienst (als Einjährig-Freiwillige) zurückstellen lassen konnten. Damit war also der ursprüngliche Gedanke Nishimas, um dessen willen die Schule überhaupt gegründet worden war und die reichen Beiträge aus Amerka erhalten hatte, aufgegeben, und die Doshisha eine rein weltliche Schule geworden, nur daß die theologische Fakultät noch bestehen blieb, die aber im Laufe des Jahres auf 3 Schüler zusammenschmolz.

### 4. Wiedergewinnung

Daß dies ein offener Bruch des Statutes war, ein Aufheben der Bedingung, unter der allein die Amerikaner ihr Geld gegeben hatten, liegt auf der Hand, und der Vorsitzende des Komitees, der frühere Prediger Yokoi, einer von den Schülern des Kapitän Janes, die in der Zeit der Verfolgung in die Doshisha eingetreten waren, gab öffentlich zu, daß damit „die christliche Flagge niedergeholt worden sei."

Ermutigt durch die öffentliche Meinung — denn alle christlichen Vereinigungen und eine große Zahl Tagesblätter sprachen ihre Mißbilligung oder Verurteilung des Vorgangs aus — setzten die Amerikaner Alles daran, die Schule ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zu gewinnen. Sie nahmen ihren früheren Generalkonsul in Yokohama als Rechtsbeistand, eine neue Deputation wurde nach Japan geschickt, und ihr Vollmacht gegeben, mit allen Mitteln den Kampf zu betreiben und besonders vor dem Versuch nicht zurückzuschrecken, die Sache auf dem Weg der Klage zur gesetzlichen Entscheidung zu bringen. Dieser Entschluß führte zum Siege: allen Vorstellungen gegenüber, auch als sie von einer Anzahl hervorragender Japaner unterstützt wurden, blieb das Komitee taub; aber es war bekannt geworden, der Minister des Innern würde nicht zugeben, daß es zu einer öffentlichen Gerichtsverhandlung käme, die die nationale Ehre zu sehr bloß stellen würde. Und so gab denn das Komitee, aber in der That nur hierdurch gezwungen, nach, d. h. es trat zurück und überließ einem neuen, die Sache zu ordnen. Der Schritt vom Februar 1898 wurde gerade ein Jahr später offiziell zurückgenommen, Alles auf den alten Fuß gesetzt, und ein neues Statut vom 13. März gemacht, das die alten Bestimmungen und dazu noch die neue enthielt, daß ein Fonds, der zu einem bestimmten Zweck gegeben worden, nicht für einen andern verwendet werden könne; ebenso wurde die Bestimmung, daß diese Anordnungen nicht verändert werden dürfen, wieder aufgenommen.

### 5. Das Urteil über diese Vorgänge

Es scheint überflüssig, die Leser in ihrem Urteil über diese Vorgänge beeinflussen zu wollen. Offener Vertrauensbruch, Abwesenheit aller Gewissensbedenken, völlige Unzuverlässigkeit der jungen Christen — so und nicht anders scheint das Urteil lauten zu müssen. Und in der That, objektiv, dem reinen Thatbestand nach, verhält sich die Sache auch wirklich so. Den Japanern fehlte nicht bloß, wie sich bei den Verhandlungen zeigte, ein Wort für das englische „Trust", mit dem ein Gut bezeichnet wird, das Jemand zu ganz bestimmten Zwecken auf Treu und Glauben anvertraut ist, sondern auch der ganze Begriff. Korruption und Bestechlichkeit ist in Japan nicht bloß weit verbreitet — das ist anderswo auch der Fall —, sondern sie gelten eigentlich auch kaum für schimpflich, wenigstens so lange es zu keinem öffentlichen Skandal kommt. So ists bei den Heiden. Sollte es nun bei den Christen viel besser sein? Die allgemeine Meinung in Deutschland wird antworten: Ja; aber die Erfahrung aller Missionen lehrt: Nein. Wir sind da irregeleitet durch die Missionstraktate, die das Leben und Sterben, sowie den Charakter irgend eines Musterchristen in so glänzenden Farben schildern, daß man unwillkürlich denkt: Wenns doch auch bei uns mehr solcher Christen gäbe! Ueber diese Traktate ist schon so viel ge-

scholten worden, daß ich kein Wort darüber zu verlieren brauche. Wie es sich auch mit ihrer Wahrheit verhalten möge, auf alle Fälle schildern diejenigen unter ihnen, die wahr sind, die verschwindenden Ausnahmen, und von der übergroßen Mehrheit der einzelnen Heidenchristen liest man Nichts oder behält man wenigstens Nichts. Wie es in Wirklichkeit mit der christlichen Sittlichkeit aller Heidenchristen in der ersten Generation bestellt ist, will ich mit den Worten eines gewiß unverdächtigen Zeugen aussprechen. In seinem außerordentlich lehrreichen Buche über das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden (Leipzig, Hinrichs 1898) sagt Johannes Müller: „Wenn wir durch irgend welches innere oder äußere Erlebnis unmittelbar Etwas erreicht haben, sei es eine Gewißheit, eine neue Anschauung und Wertschätzung, oder eine neue Stellung, so ist damit für die mittelbare Erkenntnis in diesem Punkt noch Nichts gethan als ein Antrieb gegeben, und das Ringen danach beginnt erst recht, und ebensowenig für die praktische Bethätigung und Auswirkung, die erst mühsam durchgesetzt werden muß, bis das Neue zur Herrschaft gelangt. Das gilt vor allen Dingen vom sittlichen Gebiet, und hier zeigte es sich auch am deutlichsten bei der Entstehung des neuen Lebens in den paulinischen Gemeinden. Aus der Unempfindlichkeit des Gewissens Sünden gegenüber, die das spätere Christentum als etwas Selbstverständliches perhorreszierte, aus der gewißlichen Naivetät des Nichtwissens, was sie thun sollten in sittlicher Beziehung, und aus dem damit gegebenen eigentümlichen Nebeneinander lebendigsten religiösen Lebens und grober Sünden, wie z. B. in Korinth, erkennen wir, daß das Verständnis für die verschiedenen sittlichen Konsequenzen erst allmählich aufging und nicht sofort fest und klar stand und daß man nicht ohne weiteres die Macht besaß, die Folgerungen praktisch zu ziehen, sondern sie erst gewinnen mußte." (1, 235)

Ich habe diese Worte so ausführlich angeführt, erstens, weil der Verfasser kein Missionar ist, also von ihm nicht gesagt werden kann, daß er die mangelhaften Erfolge seiner Arbeit beschönigen will, und zweitens, weil sie den Schlüssel geben zum Verständnis nicht bloß der Geschichte der Doshisha, sondern einer allgemeinen Thatsache, die aufs stärkste das Urteil über die Mission beeinflußt hat: daß nämlich die Sittlichkeit der Heidenchristen in der ersten Generation nicht so hoch über der ihrer heidnischen Landsleute steht, als man zu Hause glaubt — und als der Missionar vielleicht selbst erwartet hat. Gerade den Missionar kann nichts mehr entmutigen, als wenn er diese Thatsache in ihren einzelnen Erscheinungen erlebt, ohne sich klar zu sein über ihre Gründe. Wie oft ärgert und schmerzt uns das Betragen unserer jungen Christen — vor allem deshalb, weil es uns den Eindruck macht, als sei ihnen unser Urteil über sie ganz gleichgiltig, und weil wir natürlich daraus den Schluß ziehen, daß wir gar keinen Einfluß auf sie gewonnen haben, wo doch noch Alles am persönlichen Einfluß hängt. Und doch liegt die Sache oft genug anders: sie verachten nicht unser von den Maßstäben christlicher Sittlichkeit geleitetes Urteil, sondern sie haben einfach diese Maßstäbe noch gar nicht, praktisch nicht und theoretisch auch nicht. Sie haben sie wohl gehört oder gelernt, aber sie sind ihnen noch nicht zum Eigentum geworden, noch nicht, wie man ganz richtig sagt, in Fleisch und Blut übergegangen. Nietzsche würde sagen: ihre Instinkte sind noch heidnisch. Und das sind sie auch. Ich habe die ganze Doshishageschichte in Japan miterlebt, war immer aus erster Hand instruiert und kenne die meisten Beteiligten persönlich; aber wenn ich bedenke, daß unter den „treubrüchigen" Mitgliedern des Komitees auch der mir wohl bekannte Präsident des Reichsgerichts war, der nicht bloß persönlich ein Ehrenmann, sondern auch ein ganz ungewöhnlich eifriger und thätiger Christ ist, so muß ich mir doch sagen, diese Männer denken und empfinden eben anders als wir, und darum ist die Schuldfrage nicht so einfach, als sie scheint. In den verschiedenen Verteidigungen ihres Vorgehens sprechen sie immer nur davon, daß es eben für die Schule nützlich, daß es zeitgemäß, daß es notwendig sei, und auf den einzig entscheidenden Hauptpunkt, daß die Stifter es eben nicht wollen, gehen sie überhaupt nicht ein, offenbar weil ihnen das Verständnis für das absolut Bindende, das in solcher Stiftung liegt, einfach fehlt. Zu einem solchen Verständnis waren die Griechen durch ihre das ganze Leben beherrschenden religiösen Gebräuche — ich sage ausdrücklich nicht durch ihre Religion —, und die Römer durch ihren natürlichen Rechtssinn schon erzogen, ehe das Christentum zu ihnen kam; für die Japaner hat das Christentum diese ganze Erziehung erst noch zu leisten. Auch die japanischen Christen sind der Mehrzahl nach in Geldsachen Kinder, ich gebe zu, unartige Kinder; sie sind in diesem Punkt noch ganz unerzogen, und eben darum oft ungezogen. Natürlich kommt dann auch bei Einzelnen öfters noch direkte persönliche Unehrlichkeit dazu, so in dem Fall, den ebenfalls die Kongregationalisten erlebten, in Kumamoto, wo mehrere von der Mission für eine Schule gebaute Häuser nach dem Eingehen der Schule von dem japanischen Komitee, das nominell Besitzer war, einfach verkauft und von dem Erlös mit etwa 8—9000 Mark, als die Mission das Geld verlangte, erst 2000, und nach einjährigem Feilschen 1899 noch einmal 2000 Mark zurückbezahlt wurden mit der Erklärung: „der Rest sei ausgegeben worden."

Auch ein anderes Problem erklärt sich auf diese Weise. Nichts erschwert es dem unbefangenen Menschen in der Heimat so, sich für die Mission zu erwärmen als die abfälligen Urteile, die von Außenstehenden, Reisenden, Kaufleuten, Diplomaten über die Heidenchristen gefällt werden. Nun ist es ja allerdings dem Kenner dieser Verhältnisse sehr wohl möglich, hier einen Einblick in die Motive zu gewinnen. Abgesehen von der öden Oberflächlichkeit spricht hier leider gar oft das böse Gewissen mit; so mancher Europäer empfindet im Heidenland die bloße Anwesenheit der Missionare als einen Vorwurf gegen sein eigenes heidnisch-unsittliches Leben, und was für ein völliges Untertauchen ins Heidentum z. B. in geschlechtlicher Beziehung da oft vorkommt, ist ganz entsetzlich. Aber abgesehen von dem hat mir doch das ganz allgemeine Urteil, das mir in Japan entgegentrat, man soll ja keine christlichen Dienstboten oder Angestellten nehmen, zu denken gegeben. Sollte das wirklich Alles bloß Haß oder Vorurteil sein? Ich glaube nicht. Sondern es liegt auf der Hand, daß grade diejenigen Existenzen, die schon vorher dem Triebsand gleichen und aus allen festen Verhältnissen und aller Ordnung herausgerissen sind, sich am leichtesten an das Neue anschließen, und daß es dann freilich häufig „mit ihnen ärger wird denn zuvor". Wenn man an die 80000 Schüler in Tokyo denkt, die die Hauptmasse unter den Besuchern und Fragern der Missionare bilden, so kann man gar viele von ihnen nur mit Furcht und Zittern in die Kirche aufnehmen, auch wenn sie allem Anschein nach in dem gegebenen Augenblick der Taufe würdig scheinen; und die schon seit mehreren Jahren bedeutend strenger gewordene Praxis dürfte in dieser Beziehung immer noch strenger sein. Denn bei solchen Leuten hat das Christentum oft genug erst die eine Wirkung geäußert, daß ihre alten sittlichen Maßstäbe, die doch in ihrer Art wenigstens einen gewissen Halt boten, zerbrochen sind, und dadurch können sie in der That werden, was ihnen so oft nachgesagt wird, „unzuverlässiger als die Heiden".

Aber lassen wir nur erst eine oder zwei Generationen vorbeigehen, so wird es ganz anders und viel besser aussehen. Es war gewiß ein Rest ihrer tausendjährigen Missionserfahrungen, der in der katholischen Kirche zu der Bestimmung führte, daß ein Kleriker schon mehrere christliche Ahnen haben müsse. Auch ein Christ braucht das, gewiß nicht unbedingt, aber doch im Durchschnitt. Und was sind einige Generationen in der Geschichte der Ausbreitung des Evangeliums? Seit den Tagen der Apostel sind erst 50 bis 60 vergangen! Die Mission — das müssen wir alle lernen — zählt nicht nach Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten; aber was ist das vor dem, dem tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist?

Max Christlieb

---

## Zu dem Artikel „Christus" in Nr. 35

Fast wäre man versucht, dem Anfang der Abhandlung „Christus" in Nr. 35 entsprechend die Frage: „Wer war Jesus Christus?" zu beantworten mit: Ich weiß es! Aber ich scheue solche zugespitzten Sätze, die schließlich nur mißverstanden werden können und wende mich sofort zur Ausführung des mir unbekannten Verfassers.

Wer war Jesus Christus?

Ist es richtig, daß Christus „immer unverständlicher" wird, je tiefer die Wissenschaft eindringt? Gewiß, jenes letzte X eines Genius bleibt nach wie vor unanalysierbar. Wir kennen diesen oder jenen Menschen. Wer vermöchte auf dem tiefsten Grunde seiner Seele zu lesen? Wir kennen einen Goethe und Schiller. Wer will sie ganz verstehen? Und Jesus! Höchstens ein annähernd gleichbegabter religiöser Genius könnte ahnen, wie es in der Seele des Mannes aussah, der sprach: „Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn." Aber darum dürfen wir nun nicht sagen, wir kennen Jesum nicht; wir dürfen nicht sagen, die Wissenschaft rücke ihn uns ferner. Wir haben ihn aus dem Alten Testament, aus dem Spätjudentum, aus seiner eigenen Zeit heraus kennen gelernt, sein Bild ist uns klarer geworden. Wir brauchen ihn nicht mit unseren Farben zu malen, wir finden genug Farben vor. Er ist nicht der gute Hirte unserer Bürgerstuben, er ist nicht ein Mann „mit deutscher Sprache und deutschem Antlitz", er gleicht nicht dem altsächsischen Heliand, er ist auch kein Sozialdemokrat. Er ist ein Jude, ein religiöser Heros, ein Feuergeist (Austreibung aus dem Tempel, die „Donnerskinder" seine Jünger, Matth. 23), ein großer Prophet, so groß, daß man diesen Namen bei ihm für zu gering hält, ein Reformator, ein Streiter für Recht und Gerechtigkeit, ein Feind des Afterglaubens und der Heuchelei, ein Mann der gewaltigsten Liebe, voll Demut und Sanftmut, ein Freund der Sünder, ein Märtyrer, der für seine Ueberzeugung in den Tod geht. Er ist Jesus, der sein Volk seelig machen wollte durch einen vollkommeneren Gottesglauben und eine reinere Selbsterkenntnis. Was er lehrte und wirkte, das hatte er nach seinem Zeugnis von Gott, der ihn als den erwarteten Messias seinem Volk sandte.

Es sind nur kurze Striche, aber wir sehen, wir haben eine Antwort auf die Frage: Wer war Christus? Viel falsche Vorstellungen haben schwinden müssen, viel Richtiges ist gefunden worden, und ist auch des Streits noch viel, so können wir doch sicherlich mehr sagen als seine Mitbürger von ihm sagen wußten: Er ist des Zimmermanns Sohn, und dergl.

„Nun meint man etwas Sicheres unter den Füßen zu haben." Mit Recht! Und es ist ein Glück, daß wir etwas Sicheres haben. Denn es kann uns nicht, wie der Verfasser meint, absolut gleichgiltig sein, wer Jesus war. Er sagt vielleicht selbst mehr, als er eigentlich will, wenn er schreibt: „Ich weiß es nicht und will es nicht wissen." „Was geht uns der historische Christus an?" „Wir wollen uns sein Bild nicht vermitteln lassen durch geschichtliche Urkunden" u. s. w. — Nein, Jeder thut uns einen Gefallen, der mitarbeitet, den geschichtlichen Christus zu gewinnen.

Wer ist Christus? Der Verfasser sagt, das sei die religiös allein wertvolle Frage. Gewiß, es gilt Stellung zu nehmen. Was ist Christus für mich, was ist er für dich? Denn sonst ist der historische Christus ein Mann fürs Studierzimmer. Aber erst, wenn ich überhaupt von Christus Etwas weiß, wenn ich nach Zinzendorfs Worten weiß, was er für mich gethan hat, dann erst hat diese zweite Frage ihren Wert. Uebrigens ist sie für den Denkenden eigentlich mit der ersten schon gegeben. Es ist auch vollauf berechtigt, Jesus in seinen Wirkungen zu finden.

Aber was ist nun die Norm? Mit welchem Recht sagst du: hier ist Christus und da ist er nicht? Ich behaupte: Die Urkunden sind die Norm. Darin stimmt der Historiker mit dem strengsten Lutheraner zusammen. Sonst ist dem Subjektivismus und der Schwärmerei und der Träumerei Thür und Thor geöffnet.



„Es giebt kein anderes Regulativ und keine andere Norm für das Bild Christi als nur den Glauben der Gemeinde." Aber wenn nun der Aberglaube in dieser lebt, wenn der Unsinn siegt! Wenn die Gemeinde mit ihrem Glauben Norm für das Bild Christi wird, so wird in der That „schließlich Keiner mehr wissen, wie der ursprüngliche Christus aussieht." So viel Köpfe, so viel Christi. „Nicht die Bibel, sondern Christus." Das ist grundfalsch. Da kann man nicht trennen. Der biblische Christus oder keiner. „Christus ohne das Neue Testament" ist ein Unding für uns nach Christus lebende Menschen. Das heißt das Christentum in die Luft bauen, seine eigenen Gedanken zur Richtschnur nehmen, was schlimmer ist als katholischer Traditionalismus, der doch wenigstens der Bibel als Richtschnur zu folgen meint. „Nicht die heilige Schrift hat das Bild Christi der Gemeinde anvertraut, sondern umgekehrt die Gemeinde das in ihr lebendige Bild Christi der heiligen Schrift." Das soll jenen obigen Satz von dem Gemeindeglauben als Norm für das Bild Christi stützen. Nun ist aber doch ein spezifischer Unterschied zwischen den ersten Gemeinden mit ihren Aposteln als Offenbarungsträgern und der geringen Zeitferne, die sie von Christus trennte, und den Gemeinden des zwanzigsten Jahrhunderts. Jene hatten noch keine Urkunden, sondern schrieben sie erst und erzählten von dem, was sie gesehen und gehört und geglaubt, wir dagegen haben die Urkunden, die uns ersetzen müssen, was wir nicht gesehen und was wir nicht gehört haben.

Jede Zeit hat ihren Christus „modernisiert". Das ist richtig; ob es aber berechtigt war, ist eine andere Frage. Christum zu „modernisieren" ist gewiß in einer Beziehung Pflicht: wir müssen ihn mit allen Mitteln der Modernen diesen nahebringen, mit ihren Begriffen, ihren Farben müssen wir leihweise arbeiten, um zu wirken, um uns den Mann so ferner Zeit verständlich zu machen, der Jugend z. B. anschaulich vorzuführen. In dieser Hinsicht hat auch der altsächsische Heliand seine Berechtigung. Die „Sprache Kanaans" läßt sich auch nicht immer durch die „Sprache Kanaans" interpretieren. Modernisieren wir immerhin das Rüstzeug zum Verständnis Jesu, nie ihn selbst! Denn das bedeutet schließlich nichts Anderes als sein Bild verfälschen, der neuen Zeit mundgerecht und annehmbar machen, sei man sich dessen bewußt oder nicht. Jesus ist kein „fertiges Gebilde", sondern eine „ewig sich anpassende Gestalt", er ist eine „wechselnde und wachsende Erscheinung". Nein, zum Glück ist er kein solcher Proteus! Das wußten auch jene Großen und Kleinen, die, wenn eine Zeit Christum „modernisiert" hatte, zurückwiesen auf die Norm für das wahre Christusbild, die heilige Schrift.

Sola scriptura sacra! So hat Luther gegen Katholiken und Schwärmer gerufen. Er hatte seine Gründe, und auch die verwerfliche Inspirationslehre hat ihren Grund.

Heutzutage liegt es anders. Man erwartet das Heil von einem geschichtlichen Verständnis der Schrift. Da mag nun freilich Mancher bangen, wenn er zusieht, wie dies Fundament des Protestantismus durch die Kritik erschüttert worden ist; Mancher sucht nach einer festeren Grundlage als die, welche, wie sie sagen, „die zerbröckelte" Schrift ihnen noch bietet. Auf der einen Seite katholisierende, auf der andern schwärmerische Vorschläge. Doch beide heben den Protestantismus auf.

„Paßt der historische Christus nicht mehr in unsere Zeit", so heißt dies: das Christentum ist überlebt. Und dann kann ihm keine noch so schöne Phantasie aufhelfen. Jedenfalls sind solche selbsterdachten Systeme — es „schafft" sich ja jeder „seinen" Christus — nicht berechtigt, sich christliche zu nennen.

Der einzig wahre Weg scheint mir zu sein, daß man treu und ehrlich den historischen Christus mit seiner Wahrheit sucht. Man kann ihn finden. Und dann prüfe man, ob er noch in unsere Zeit paßt, oder ob diese uns eine andere Wahrheit geben kann. Das wird der Eine verneinen, der Andere bejahen. Steht aber das Urteil fest, der historische Christus passe nicht mehr in unsere Zeit, so ist er, wie gesagt, nicht mehr zu ersetzen, dann hilft kein „moderner", kein „geglaubter" Christus. Dann haben wir unsere Weltanschauung nach bestem

Wissen und Gewissen anderswie aufzubauen, womöglich unter Zuhilfenahme und Zugrundelegung einer Erkenntnistheorie, die den Satz des Verfassers nicht unterschreiben wird, daß eine Sage, die geglaubt werde, keine Sage sei. — Entweder — oder!

P K

---

## Noch einmal das Tischgebet

## Komm, Herr Jesu, sei unser Gast

In Nr. 33 hat der Herr Herausgeber das weitverbreitete Tischgebet „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast" wider vielfach geltend gemachte Bedenken theologischer Natur in Schutz genommen. Er selbst hat die bekanntesten dogmatischen und geschichtlichen Einwände, die erhoben werden, bereits angegeben. Immerhin dürfte es vielleicht zur Klärung beitragen, wenn diese und andere Bedenken auch von einem, der sie teilt, zur Sprache gebracht werden und so dem Audiatur et altera pars noch weiterhin Genüge gethan wird.

Was den Widerspruch gegen das Gebet hervorruft, ist gewiß nicht seine erste Hälfte, die in ihrer schlichten, traulichen Art so recht aus gesundem christlichen Empfinden heraus geboren ist. Man braucht ja nur an Fritz von Uhdes berühmtes Gemälde zu denken: wer hätte den Mut, den frommen Proletariern, die zu ihrem kärglichen Mahle in ihrer kahlen Arbeiterstube ihren Herrn Christus sich herbeirufen, zu sagen: Ihr habt euer Gebet an die falsche Adresse gerichtet! Ihr müßt anders beten! Nein, auf jedes empfängliche Gemüt werden jene ersten Worte unseres Tischgebets einen mehr als ästhetischen Zauber ausüben, und Niemand wird von dem warmen Hauch inniger Jesusliebe, der uns hier entgegenweht, unberührt bleiben.

Ganz anders stehts nun aber doch mit dem Schluß „Und segne, was Du uns bescheret hast". Der Artikel in Nr. 33 giebt zu, daß eine solche Anrufung Christi als des Spenders irdischer Nahrung nicht korrekt, nicht orthodox sei. Aber der Protest wider das Gebet gründet sich doch schwerlich auf das Studium dogmatischer Sätze, ist auch nicht immer beeinflußt von Luthers Katechismusauslegung. Vielmehr liegt die durchaus richtige Empfindung zu Grunde, daß hier eine unklare Verquickung von Geistlichem und Leiblichem, von Gabe und Geber vorliegt, die alles Andere ist, nur nicht im Sinne Jesu selbst. Wenn Jesus nicht müde wird, seine Jünger auf die Güte dessen hinzuweisen, der die Menschen nährt, wenn er sie ihn um das tägliche Brot bitten lehrt, wenn er noch in der schweren Stunde des Abschieds Gott dankt für die Gabe des Brotes, sollte da wirklich ein christliches Tischgebet den Vorzug vor andern verdienen, das dieses elementare Bedürfnis des religiösen Menschen, Gott auch für diese Gabe zu danken, einfach ignoriert, ja den Namen Gottes nicht einmal nennt? Man kommt um diesen Anstoß damit doch nicht herum, daß man sagt: Jeder Christ weiß, daß er Gott seine Nahrung verdankt. Nun, warum soll er bei der sich dazu bietenden Gelegenheit des Tischgebetes sich nicht immer wieder diese religiöse Ueberzeugung zum Bewußtsein bringen? Ist dieses Wissen nicht ein hohes Gut, an das immer wieder erinnert zu werden uns nötig ist? Mir ist es immer als die bare Unnatur erschienen, wenn wir da, wo wir im Anblicke der Gaben Gottes die Hände zum Tischgebet falten, des Gebers nicht gedenken.

Aber, wird uns entgegengehalten, ist denn Speise und Trank die Hauptsache bei Tisch? Der Segen der christlichen Tischgemeinschaft, das Versammeltwerden der zerstreuten Glieder der Familie — das ist das Wichtige! Im Gedanken an diese g e i s t i g e Speise, die uns das von Christi Geist erfüllte Beisammensein einer christlichen Familie bietet, beten wir zu Jesus: Segne, was Du uns bescheret hast!*) Aber, frage ich, ist dazu das Tischgebet da? Verliert es dadurch nicht an seiner Eigenart und deshalb auch an seiner Kraft, wenn es in dieser etwas gewaltsamen Weise aus der Sphäre des Natürlichen in die des Geistigen erhoben wird? Nun bekommt es denselben Sinn, wie so viele andere Gebete, die wir zu jeder Tageszeit sprechen können. Jener Dank für den Segen der Gemeinschaft kommt doch eben wiederholt — und mit vollem Recht! — in jedem Gottesdienst wie in jeder Hausandacht zum Ausdruck. Mit vollem Recht, denn es ist der Dank für eine der größten Segnungen, die uns geworden sind. Aber ist es gut, den Dank für andere, geringere Gaben darüber ganz verschwinden zu lassen? Wenn ich zwei Bücher von verschiedenem Werte zum Geschenk von derselben Person erhalte, ist es dann das Natürliche, daß ich mich nur für das wertvollere bedanke und über das andere mich ausschweige, ausschweige gar in dem Augenblick, wo meine Augen darauf fallen? Nicht Wenige leiden heute darunter, daß im Gottesdienst und in der Predigt der Zusammenhang zwischen Religion und Naturleben vielfach so stark gelockert wird. Wie selten bekommt man z. B. noch eine Erntefestpredigt zu hören, in der der Dank für die Güter des Feldes noch kräftig erklingt! Wie groß ist die Neigung, Alles zu spiritualisieren! Ob das einen Gewinn bedeutet, ob die Religion nicht damit an Natürlichkeit und urwüchsiger Kraft verliert, kann gefragt werden. Jedenfalls findet man bei Jesus keine Spur von solcher Neigung und wenn ihm die Gabe des Brotes in den Stunden der höchsten seelischen Anspannung nicht gering genug erschien, um dafür Gott zu danken, ists vielleicht doch am Platze, daß wir uns vor einer zu geringen Schätzung dieser Dinge hüten.

Aber es erhebt sich unabhängig von diesem noch ein anderes Bedenken. Wie viele Kinder, die hungrig an den Tisch herantreten, vor sich die dampfende Suppenschüssel, denken wohl bei dem, was ihnen „bescheret" ist, an etwas Anderes als an Speis und Trank? Dafür, für nichts Andres danken sie Christus. Und die Erwachsenen? Es dürfte doch nur ein sehr geringer Bruchteil unter denen, die jenes Gebet regelmäßig sprechen, sein, die statt für das, was auf dem Tische steht, für die danken, die um den Tisch herumstehen! Letzterer Gedanke, der in Nr. 33 betont ist, wird den Meisten doch recht fremd sein. Im Allgemeinen wird man auch hier sagen können: sie danken Jesu für die leibliche Speise. Manche machen sich das nie verstandesmäßig klar: sie beten gedankenlos. Das Gebet ist ihnen eine liebe Melodie aus der Jugendzeit. Nicht ganz gering dürfte aber doch die Zahl derer sein, namentlich unter den heranwachsenden Kindern, die den Zwiespalt zwischen jener dogmatischen Vorstellung und dem Christusbild, das in ihrem Herzen lebt, deutlich empfinden und nur mit Unlust oder gar nicht mitbeten.

Man mag es als einen in diesen Dingen übel angebrachten, übertriebenen Kritizismus ansehen, wenn manch einer einen Mangel an Logik darin findet, daß wir einen im selben Atemzug zu Gaste laden, wo wir ihn als den eigentlichen Gastgeber feiern. Aber der Anstoß, der an jener Vorstellung von Christus als dem Geber der leiblichen Speise genommen wird, wird doch einem modernen Christen nicht übel genommen werden können. Wir streben überall, in Predigt und Unterricht, danach, der Gemeinde ein möglichst konkretes, lebendiges, geschichtliches, menschliches Jesusbild zu vermitteln. Ist es da klug gehandelt, ein Gebet im Familienkreise weiter zu pflegen, das jene Vereinerleiung vom „lieben Gott" und dem „Herrn Jesus", in der schon mancher Religionslehrer eine Hauptschwierigkeit zur Erzeugung eines lebendigen Christusbildes erkannt hat, befördert und so im Hause eine religiöse Atmosphäre hervorruft, die der zu kritischem Denken Erwachte, dem jene Umdeutung unbekannt geblieben ist, leicht als Schwüle empfindet?

An Gebeten ist doch Gott sei Dank kein Mangel. Ja, man könnte, wenn man die hier geltend gemachten Bedenken teilt und doch sich nicht ganz von dem lieb gewordenen Gebete trennen mag, es leicht so umgestalten, daß die zweite Hälfte des Gebets deutlich an Gott gerichtet ist, wodurch dann alle diese Bedenken zum Schweigen gebracht würden, wenn auch die poetische Form dadurch erheblich leiden würde. Also etwa:

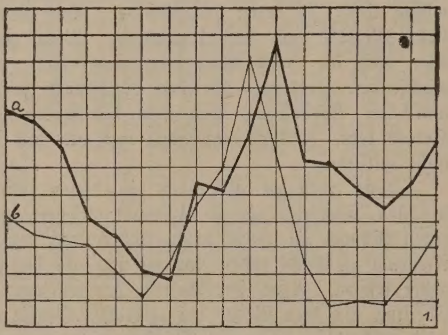
*) Einer unsrer Leser teilt uns mit, daß er, um diesen Sinn noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen, das Gebet in dieser Form spricht: „Komm, sei bei uns, Herr Jesu Christ, und segne, was uns bescheret ist." Ein anderer, daß er betet: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast und segne uns!" D H

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast. Gott, segne, was Du uns bescheret hast.“ Oder aber, warum nicht lieber uns erquicken an den alten Tischgebeten aus dem Psalter, die Jesu Seele so oft erlabt haben, etwa Ps. 145, 15 f. oder auch nur Ps. 107, 1? Das sind doch Naturtöne der Religion, die Jeder ohne besondere dogmatische Hörapparate vernehmen kann. Da beten Alle freudig mit, und Niemandem wird solches Gebet eine Versuchung zu Gedankenlosigkeit oder Heuchelei. Und ists nicht schließlich auch eine schöne Art und Weise, den Herrn Christus als Gast zu ehren, wenn wir ebenso beten, wie er gebetet hat?

O M

## Verschiedenes

**Kleine Mitteilungen.** In Nr. 25 berichtete ich über neue Zeitschriften. Heute kann ich darin fortfahren. Vor mir liegt die Probenummer der neuen national-sozialen Wochenschrift Die Zeit. (Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg. Herausgeber Friedrich Naumann, für die Redaktion verantwortlich Paul Rohrbach. Vierteljährlich 3 Mk. Vom 1. Oktober an). Die national-soziale Gruppe hat doch noch immer Anspruch auf das besondre Interesse weiter evangelischer Kreise, um ihrer Herkunft und um ihres Führers willen. In der „Zeit“ ist die von der christlich-sozialen Bewegung ausgegangene Richtung vollends säkularisiert. Ich konnte in Nr. 25 sagen, daß in alten und neuen Zeitschriften ein merkwürdiges Interesse für Religion und religiöse Fragen sich rege, wenn auch nicht überall in christlichem Sinn. „Die Zeit“ wird eine Wochenschrift sein, die sich nur zufällig und aus indirekter Ursache mit Religion und Moral beschäftigt — nach der Probenummer zu urteilen. Sie ist in erster Linie für Politik da. Man hat ja öfter schon anerkannt, daß die national-soziale Vereinigung mit führenden, politisch begabten Männern besser ausgerüstet sei als die meisten großen Parteien. So thut die Gruppe recht, daß sie sich ein neues Organ schafft, und nach der Probenummer wird sie in der neuen „Zeit“ zu den innern und äußern Fragen, die unsre Nation jetzt angehn, ein Wort reden, auf das man hören wird. Das ideale Gegengewicht zum Politischen wird die Wochenschrift in der Beschäftigung mit Kunst und Litteratur finden. Denn keine Zeitung lebt von Politik allein. Und ganz wunderschön ist was Naumann selbst da über den Maler Ludwig von Hofmann geschrieben hat unter der Ueberschrift: Ein Farbenseher. Gute Christen, die es mehr oder minder als moralische Pflicht empfinden, sich in die moderne Kunst nicht hineinzudenken, sollten sich dieses Artikelchen Moral predigen lassen. Eine Notiz übrigens geht jeden Moralisten direkt an: Diebstahl und Brotpreise. Der Zusammenhang des Steigens und Fallens der Roggenpreise 1882 und 98 (b) auf der einen und der Diebstahlsziffer (a) auf der andern Seite wird durch eine höchst frappante Zeichnung veranschaulicht. Die Leitung der „Zeit“ hat uns freundlichstgestattet, diese Abbildung hier wiederzugeben. — „Die Hilfe“, jetzt im siebenten Jahrgang, besteht fort unter Naumanns eigener Verantwortung, aber in vermindertem Umfang und zu billigerem Preise. (In demselben Verlag. Vierteljährlich 1 Mk. durch Post und Buchhandel, 60 Pfg. durch Agenten). Sie präsentiert sich jetzt als ein Blatt sonderlich für den deutschen Arbeiter und seine Interessen. Sie hält den Zusammenhang mit den alten evangelisch-sozialen Traditionen aufrecht und bringt auch weiter die Vielen so unentbehrlichen Andachten aus Naumanns Feder.




Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin auszusprechen, daß die persönliche gehässige Polemik, mit der die Tägliche Rundschau die Nationalsozialen und insbesondre von Gerlach verfolgt, kaum mehr anständig ist. Wie in aller Welt soll man sich diese Verirrung eines sonst so achtbaren Blattes erklären? Seine Leser sollten die Leitung nicht darüber im Unklaren lassen, daß sie sich derlei unmotivierte Gehässigkeit verbitten. Im ganzen sind wir doch in unserm deutschen Journalismus mit solchen Ausschreitungen verschont. Und was ist die Folge? Daß, wie Nr. 37 der Hilfe zeigt, die Nationalsozialen, die — man muß das anerkennen — lange an sich gehalten haben, Herrn Rippler auch mit persönlichen Enthüllungen aufwarten. Diesem widerwärtigen Spiel sollte die Leitung der Täglichen Rundschau je eher je lieber ein Ende machen.

Zu den Ausführungen Veits in heutiger Nummer möchte ich noch ausdrücklich meine volle persönliche Zustimmung erklären. Im ganzen ist die Christliche Welt immer schon diesen Weg gegangen, wir wollen unsre Ueberzeugung nun immer mit noch größerem Ernst vertreten. Die Frage „Politik und Christentum“ liegt überaus klar, wenn man auf Gott und das Evangelium sieht; sie wird verwirrt, wenn man auf die Welt sieht. Aber ists denn ein Wunder, daß die Welt noch nicht christlich ist? Und sollen wir darum dem Ernst der sittlichen Wahrheit Etwas abbrechen lassen, weil die Welt noch nicht christlich ist? Besteht denn nicht gerade darin der Dienst, den die Moral dem Leben erweist und erweisen soll, daß sie in seine dumpfe Naturhaftigkeit die Ahnung einer höheren Bestimmung hineinbringt und es zu einer höhern Wirklichkeit emporzieht? Ueber den Widerstand, den Völker und Staaten ganz anders als das Individuum der Ethik und zumal der christlichen leisten, habe ich im vorigen Jahrgang Nr. 33 Sp. 781 f. meine Meinung gesagt. Uebrigens kann man auch von den Schlußausführungen Christliebs in heutiger Nummer zu denen Veits ernste Gedanken hinüberspinnen: das mag dem Leser anheimgestellt bleiben.

Unsre Leser und Leserinnen, Freunde und Freundinnen wollen auf den kommenden Quartalwechsel achten und nicht nur die Bestellung rechtzeitig erneuern, sondern auch für die Verbreitung unsers Blattes mit eintreten. Es ist bei dem immer wachsenden Angebot von Zeitschriften für ein ernstes Blatt unmöglich, ohne die Hilfe seines Publikums vorwärtszukommen. Wir wollen ja weiter nichts als den Leserkreis wirklich erreichen, der uns versteht und unser bedarf. Probe- und Werbenummern versendet der Verlag unentgeltlich an jede beliebige Adresse, mit oder ohne Namennennung des Auftraggebers.

In Goslar und Mühlacker finden demnächst Versammlungen von Freunden der Christlichen Welt statt, zu denen im Anzeigenteil eingeladen ist. (Näheres über Mühlacker in Nr. 35, 36 und 39.) Die Zusammenkunft in Goslar ist die zehnte in der Reihe von Zusammenkünften, die bisher in Eisenach ihren Ort hatten; Mühlacker ist der zweite Versuch einer Vereinigung von süddeutschen und schweizer Freunden. Eisenach-Goslar ist immer durch den Herausgeber d. Bl. einberufen worden; für Süddeutschland-Schweiz hat sich ein eigenes Komitee gebildet. Der besondre Charakter dieser Tagungen ruht in ihrer Vertraulichkeit und in der von ihr geschützten ungenierten Aussprache über Fragen, die in unserm Kreise selber der Erörterung und Klärung bedürfen. Auch Nichttheologen haben beigewohnt und zuweilen auch in die Debatte eingegriffen, beides war und ist hoch willkommen. Doch wird es immer vornehmlich eine Aussprache von Theologen bleiben, von Männern, denen die christliche Erkenntnis und die kirchliche Praxis das berufsmäßige Lebensinteresse geworden ist. Die Zeit wird ausgefüllt von offner Rede und Gegenrede; auf erbauliche und apologetische Bedürfnisse kann keine Rücksicht genommen werden. Wer kommt, von dem nehmen wir an, daß er als Freund kommt; wem die Luft freier theologischer Diskussion leicht zu scharf weht, der muß besser davon bleiben. Die Frage „Was ist Wahrheit?“ ist uns nicht aufgehoben, sondern nur tiefer, ernster, seliger geworden, seit wir den kennen, der die Wahrheit und das Leben ist. Diese Erfahrung und Gewißheit giebt uns die Einigkeit im Geist inmitten allen Streits der Meinungen, den Einen Grund und das Eine Ziel.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H



# Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

## Freunde der Christlichen Welt

**Leipzig.** Donnerstag 19. September 8 Uhr bei Kitzing und Helbig. Die Entstehung religiöser Ideen nach Wundt.

**Magdeburg.** 25. September 3 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. (Harnack Wesen d. Chr. S. 45—50.)

## Goslar

Hotel zum Achtermann.

**Montag den 30. September** 4½ Uhr. Professor Gunkel in Berlin: Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments.

**Dienstag den 1. Oktober** 9 Uhr. Prediger D. Scholz in Berlin: Bedürfen wir einer neuen Reformation?

Letzte rechtzeitige Bahnverbindungen mit Goslar:

Aus Berlin (P. B.) 8.35. Magdeburg 11.05. Braunschweig 11.50 — in Goslar 1.43.

Aus Berlin 9.35. Magdeburg 12.28. Halberstadt 2.05. Braunschweig 2.05 — in Goslar 3.27.

Aus Berlin 1.00. Braunschweig 4.27 — in Goslar 6.05. (D Zug, für den Gunkelschen Vortrag zu spät.)

Aus Hamburg 9.20. Bremen 10.24. Hannover 1.11. Köln 8.29. Osnabrück 8.30. Hildesheim 1.56 — in Goslar 2.52.

Aus Dresden 10.45. Leipzig 1.00. Halle 1.33. Aschersleben 2.50. Halberstadt 3.23. — in Goslar 4.17.

Aus Erfurt über Nordhausen 10.20. Nordhausen über Scharzfeld 1.14. Frankfurt über Cassel 8.40. Cassel 1.16. Frankfurt über Bebra 9.45. Bebra 1.09. Göttingen 2.48. Kreiensen 4.00 — in Goslar 5.03.

Für Besucher des Gustav-Adolf-Tages in Köln (Aenderung vom 1. Oktober an vorbehalten!): Goslar ab 12.34 Mittags, Köln an 9.50 Abends, über Seesen, Holzminden, Soest, Elberfeld. Oder, Goslar ab 4.18 Nachmittags, Köln an 10.26 Abends, über Hildesheim: Altenbecken, Paderborn, Soest.

Unterkunft in Goslar im Hotel zum Achtermann, Zentralhotel, Hotel Hannover, Hotel Kaiserswörth. Vorherige Anmeldung!

## Kirchlich-soziale Spezialkonferenz

in **Eisenach** gelegentlich des Kongresses für Innere Mission, **Donnerstag,** den 26. September, **nachmittags 6 Uhr,** in der Erholung.

Vortrag von Hofprediger a. D. Stoecker: Die Freie kirchlich-soziale Konferenz in ihrer Bedeutung für die Reformationskirche.


Maria Wachs
Paul Jaeger
Pfarrer
**Verlobte**
**Rastatt i. B.** **Seebergen b. Gotha**
September 1901

Heute wurde uns ein gesunder **Sohn** geboren

**Armin Brauns,** Pastor und **Frau Luise geb. Schwane**

**Beber b. Münder a. Deister,** 24. August 1901.

**Hauslehrer**

Theologe oder Philologe für Januar 1902 besonders zur Ueberwachung von Schularbeiten. Knabe 12jähriger Quintaner, Mädchen 10jährig. Zeit für eigene Arbeit — angenehme Stellung; 600 Mk. nebst freier Station. Meldungen mit Zeugnissen und Empfehlungen an **Pastor Franz, Uelzen,** Bez. Hannover, welcher auch Auskunft erteilt.

Welcher **Geistliche** oder für evangel.-theolog. Litteratur interessierte Laie würde sich an einem evangel.-theolog. Verlage (Buch- und Zeitschriften-Verlag) mit 5 bis 10 000 Mark als **stiller Teilhaber** gegen Anteil von 33 1/3 % am Reingewinn beteiligen? Offerte erbitte unter **D** an die Expedition dieses Blattes.

**Pensionat für nervöse junge Mädchen gebildeter Stände**
im Heimathause des Ev. Diakonievereins **Berlin-Zehlendorf**
(Prof. D. Dr. Zimmer)

Den Herren Geistlichen empfiehlt sich zur Lieferung von
**Altarlichtern**
in jeder Größe
**Abendmahlshostien**
1000 Stück 1,25
**Johannes Neumeyer** Buchhandlung, **Braunschweig**

**Comeniushaus in Cassel**
Töchterheim des Ev. Diakonievereins. Wissenschaftliches Pensionat mit Kindergärtnerinnen- und Lehrerinnenseminar
Semesterbeginn Mitte April und Mitte Oktober
Näheres durch den Vorsitzenden des Kuratoriums Geh.-Rat
**Hasse, Cassel**

Soeben ist in meinem Verlage erschienen:

**Die Beendigung des Kampfes um das Lehrgesetz**
durch das
**Erstarken der religiös-sozialen Richtung**
in den
**evangelischen Landeskirchen**
von
**D. Dr. Emil Sulze**
Pastor em. in Dresden
8°. 32 Seiten. Broschiert. 50 Pfg.

Der Verfasser sagt u. a. im Vorwort: Gern habe ich nochmals über das Thema gesprochen, das die wichtigste, der evangelischen Kirche gegenwärtig gestellte Aufgabe zum Ausdruck bringt. Wir müssen zum Frieden kommen, wenn die Kirche nicht ihrer eigenen Ohnmacht erliegen soll.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

**Breslau V** **R. Dülfer's Verlagsbuchhandlung**





PREIS: Vierteljährl. 3 M. (bei direkter Zusendung: Inland 3.75, Ausland 4 M.)

**Das Litterarische Echo**

Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2

**Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde**

Herausgeber: **Dr. Josef Ettlinger**

Die im 4. Jahrgang stehende Zeitschrift darf heute als das reichhaltigste, verbreitetste und meistbeachtete deutsche Litteraturblatt gelten. • Sie giebt in leicht übersehbarer Form ein getreues und umfassendes Spiegelbild des gesamten Litteraturlebens im In- und Ausland. • Sie steht im Dienste keiner litterarischen Richtung und bemüht sich, die Beschäftigung mit litterarischen Dingen auch dem gebildeten Laien zu erleichtern. • Sie besitzt ca. 150 Mitarbeiter und eigene Korrespondenten in allen Kulturländern. • Sie wurde von angesehenen Zeitschriften des Auslandes, in den Litteraturvorlesungen der pariser Sorbonne u. anderw. als das vorzüglichste Informationsorgan auf litterarischem Gebiete empfohlen. • Sie brachte im abgelaufenen Jahrgang Beiträge von *Otto Behaghel, Leo Berg, Anton Bettelheim, Lady Blennerhassett, Aloys Brandl, Fr. v. Bülow, Carl Busse, M. G. Conrad, Felix Dahn, Ed. Engel, M. E. delle Grazie, Heinr. Hart, J. C. Heer, Gerhart Hauptmann, Wolfgang Kirchbach, Fritz Lienhard, Berthold Litzmann, Rudolf Lindau, Fritz Mauthner, R. M. Meyer, J. Minor, G. Frhr. v. Ompteda, Karl v. Perfall, W. v. Polenz, Joh. Proelss, Gabriele Reuter, Julius Rodenberg, S. Samosch, Joh. Schlaf, Erich Schlaikjer, Edgar Steiger, Adolf Stern, C. Viebig, Bruno Wille, Ernst v. Wolzogen, A. v. Weilen, Ernst Wichert, F. v. Zobeltitz* u. v. a.

**Man verlange Gratis-Probe-Nummern vom Verlag**


## Warnung

In Dresden, Leipzig, Halle, Wittenberg, Berlin, Magdeburg u. a. treibt sich seit einiger Zeit ein junger Mensch umher, der sich gewöhnlich Landau nennt und um eine Reiseunterstützung zu bitten pflegt. Er ist ungefähr 20 Jahre alt, von kleiner Statur, trägt Brille, spricht gebrochen deutsch und leidlich hebräisch, gebraucht häufig die Wendung: „Sie wissen" und spricht viel von Judenmission, worin er genauer Bescheid zu wissen scheint. Zur Empfehlung pflegt er u. A. die Visitenkarte eines Dresdener Geistlichen vorzuzeigen. Da sich herausgestellt hat, daß der junge Mann ein geriebener Schwindler ist, der schon zahlreiche Personen empfindlich geschädigt hat, so werden alle, an die er sich wenden sollte, hierdurch gebeten, ihm zur Verhütung weiteren Mißbrauchs die genannte Visitenkarte abzunehmen und ihn sodann der Polizei zu überweisen, die ihn bereits von Dresden aus unter „C Unbek. Nr. 2657" verfolgt.


**Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz**

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

**Vaterländischer Frauen-Verein**
Frankfurt a. M.

**PIANINOS** von M. 850.— an
**HARMONIUMS** von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten.
**Gr. Illustr. Katalog gratis-franco**
**Wilh. Rudolph, Giessen,** M. 6.

Luhns Seifenfabrik Barmen
Wasche mit Luhns Wasch-Extract.

**Alkohol-**
**Entziehungskur für bessere Stände**
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

**Hessische Glasmalerei u. Kunstglaserei**
**R. J. Schultz Söhne**
gegründet 1850 **Marburg a. L.** gegründet 1850
empfiehlt sich zur Anfertigung stilgerechter
**Glasmalereien und Bleiverglasungen für Kirchen etc.**
in künstlerischer und gediegener Ausführung. Zahlreiche Referenzen von kirchlichen Behörden. Kolorierte Skizzen und Kostenanschläge gerne zu Diensten. Billigste Berechnung bei weitgehendsten Zahlungserleichterungen.

**Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig**

Soeben sind erschienen:

# Abschiedspredigten

an die

## aus der Predigeranstalt austretenden Kandidaten

gehalten

### in der Tübinger Schloßkirche

von

**J. Gottschick**

Doktor und Professor der Theologie in Tübingen

8. M. 2.—

Diese Predigten verdanken ihren Ursprung einer schönen Tübinger Sitte. Am Ende jedes Studienjahres hält der Vorsteher der evangelischen Predigeranstalt eine Abschiedspredigt an die Mitglieder, die um diese Zeit in der ersten theologischen Prüfung stehen, um alsbald in den Vikariatsdienst einzutreten. Auf vielseitigen Wunsch wurden die Abschiedspredigten, die einen Zeitraum von zehn Jahren umfassen, dem Druck übergeben.

Die „Abschiedspredigten" bilden eine wertvolle Erinnerungsgabe für alle Jene, die im Laufe der Zeit mit dem Verfasser in gemeinsamer Arbeit verbunden waren, gleichviel ob in Tübingen oder an der Stätte seiner früheren Wirksamkeit, Gießen. Die Auffassung vom Verhältnis zwischen Theologie und Kirche und dem Pfarramt in unseren Landeskirchen, die sich in den „Abschiedspredigten" ausspricht, war die Richtschnur auch schon für die Gießener Thätigkeit des Verfassers.

Aber auch für weitere Kreise haben die „Abschiedspredigten" Interesse, denn sie sind der Ausdruck einer theologischen und kirchlichen Gesinnung, in der eine ganze Gruppe von Theologen nun seit einer geraumen Reihe von Jahren ihre Arbeit gethan hat und in der sie auch weder durch Angriffe, oft doch recht ungerechte Angriffe, noch durch die Fülle von neuen Problemen und Fragestellungen, die die Fortentwicklung der Wissenschaft herbeigeführt hat, irre gemacht worden ist.

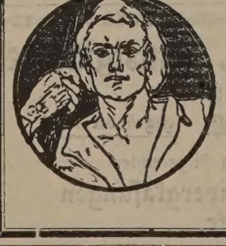


# Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

**Was ist der Kunstwart?** Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

**Georg D. W. Callwey, München.**



*Einladung*
*zum Bezuge der*

# „Täglichen Rundschau".

**Unabhängige Zeitung für nationale Politik.**

Morgen- und Abend-Ausgabe.

In den einundzwanzig Jahren ihres Bestandes ist die „Tägliche Rundschau" das = Lieblingsblatt = der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands geworden, und sie hat besonders in der letzten Zeit eine unbestrittene politische Geltung ersten Ranges gewonnen. — Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Ton und sachlich im Urteil, sucht die „Tägliche Rundschau" klärend und sammelnd für die sittlichen Ideale des Deutschtums sowohl als für den Völkerberuf unsrer Nation einzutreten.

**An die gebildeten Leser mit eignem Urteil wendet sich die „Tägliche Rundschau", nicht an die führerbedürftige Menge. Aus den Kreisen der Gebildeten ist ihr daher auch in immer steigendem Masse der Lohn geworden, dass sie die „Tägliche Rundschau" als ihr Blatt anerkennen und aus ihren Reihen das Wort von der Rundschaugemeinde hervorgegangen ist.**

**Bezugspreis:** Bei den Postanstalten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns **vierteljährlich 5 Mk.;** ebenso nimmt die Post monatliche Sonder-Bestellungen zum Preise von **je 1 Mk. 67 Pf.** an. Bei täglicher Postzusendung unter Streifband durch unsre Geschäftsstelle nach den Orten im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn kostet die „Tägliche Rundschau" wöchentlich 90 Pf., nach dem Ausland 1 Mk. 25 Pf.

*Probenummern* versendet überallhin kostenfrei die

**Geschäftsstelle: Berlin SW. 12, Zimmerstrasse 7/8.**



**J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig**

# Monatsschrift für die kirchliche Praxis

**Der Zeitschrift für praktische Theologie neue Folge**

In Gemeinschaft mit

| D. **P. Drews,** | **F. Niebergall,** | **K. Teichmann,** |
|---|---|---|
| Professor in Gießen | Pfarrer in Kirn | Pfarrer in Frankfurt a. M. |

**und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie**

herausgegeben von

Professor D. **Baumgarten** in Kiel

Erster Jahrgang (1901)

**Abonnementspreis für den Jahrgang M. 6.—**

**Einzelpreis eines Heftes 75 Pf.**

Inhalt des 8. Heftes (August):

**Notizen. Das Ziel und der Weg.** Abendandacht von Professor Peabody, übersetzt von E. M. und E. B. **Die Bedeutung der Kaftan'schen Dogmatik für die Praxis.** Von Pfarrer F. Niebergall. **Kirchliche Chronik.** Von Professor D. Baumgarten.



Einzelnummern der Christlichen Welt für 23 Pfennige,
Probenummern unentgeltlich vom Verlag



Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg


Hierzu zwei Beilagen: Prospekt „Die Hilfe" vom Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg und Preisausschreiben des Evangelischen Diakonievereins in Zehlendorf